

So klingt die Zukunft

ELTVILLE Studenten gestalten „Elias“ bei Festival

Wunderbar durchhörbar gelang Mendelssohns „Elias“ durch die Ensembles der Hochschule für Musik und darstellende Kunst (HfMDK) beim Rheingau Musik Festival in der Basilika im Kloster Eberbach. Unter dem Dirigat von Florian Lohmann entfalten die frischen jungen Stimmen und engagierten Instrumentalisten eine große dynamische Bandbreite unter der Maxime, dass Spannung sich eher in jäher Zurücknahme als in energetischen Ausbrüchen vermittelt. Hellwach gestaltete Überraschungsmomente bewahrten das Werk vor Automatismen.

Einzeln Formationen aus dem Kammerchor der HfMDK sangen die eingestreuten Engels-Chöre, etwa das überraschend aus dem Zuschauerraum erklingende Terzett „Hebe deine Augen auf“ oder das Quartett „Wirf Dein Anliegen auf den Herrn“, in dem das Orchester mit wohlwollenden Klangschauern für Gänsehaut sorgte. Während einige Chorsopranistinnen sehr viel Druck einsetzten, um die exponierten Höhen zu erreichen, begeisterten die Soprane des Kammerchores mit frei aufblühenden Höhen, allen voran Laurie Reviols Schülerin Marlene Bast, die den Knaben sang: Bisher ist sie Lehramtsstudentin. Schüler brauchen derart inspirierende Lehrer. Aber auch Konzerthörer weiden sich gern an

einer solchen Stimme voller Zukunftsmusik. Als Elias begeisterte der ukrainische Bariton Danylo Matvienko von der Oper Frankfurt mit packender Ausstrahlung und glaubwürdiger Textgestaltung. Seine markige, in den Höhen tenoral leuchtende Stimme erreichte große Durchschlagskraft, ohne ihr angenehmes Timbre einzubüßen.

Seine Solistenkollegen waren Alumni der HfMDK: Der Sopran von Eva-Maria Hartmann zeigte sich farblich überaus wandlungsfähig, von der argwöhnischen Witwe zum mit den Flöten des Orchesters um die Wette zwitschernden „Höre, Israel“. Leider ebenso reich an intonations-spielendem Vibrato sang Ulrike Malotta die Altpartien, wobei ihr Wechselgesang mit dem Chor als demagogische Königin herrlich plastisch gelang. Das leuchtende Metall im Tenor von Julian Habermann wich im Rezitativ „Siehe, er schläft“ einem zauberhaft lyrischen Liedton. Bezeichnend war das gute Miteinander von Chor, Orchester und Solisten. Das spürbar engagierte Publikum dankte im Stehen mit langem herzlichem Beifall, Jubel und Bravorufen. DORIS KÖSTERKE

ELIAS, eine weitere Aufführung in der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt, 29. Juni, 19.30 Uhr.



Vor der Lesung: Jörg Bong im Restaurant des Literaturhauses Frankfurt

Foto Wonge Bergmann

Tod im Atlantik

FRANKFURT Es gibt eine Insel, die ist noch bretonischer als die Bretagne. Dort spielt der neue Krimi, den Jörg Bong alias Jean-Luc Bannalec verfasst hat. Im Literaturhaus stellt er ihn vor.

Von Florian Balke

Der Lichtstrahl des Leuchtturms von Créac'h reicht 60 Kilometer weit. Hier liegt der Eingang in den Armelekanal, hier ist der Atlantik von reißenden Strömungen geprägt, die Insel Ouessant wird von starken Winden und hohen Wellen gepeitscht. „Ouessant, das ist die Bretagne extrem“, sagt Jörg Bong. Er muss es ja wissen. Schließlich ist er unter dem Namen Jean-Luc Bannalec anerkannter Fachmann für bretonische Eigenheiten, Schönheiten und Verbrechen. Dabei kannte Bong die Insel bis vor vier Jahren gar nicht. Aber sie zählte für ihn schon bald zu den möglichen Handlungsorten eines der Krimibestseller, die er unter seinem vor einigen Jahren gelüfteten Pseudonym veröffentlicht.

Mehr als sechs Millionen Mal haben sich die Bände der Kommissar-Dupin-Reihe bislang verkauft. Der 13. Band, „Bretonische Sehnsucht“, ist vor Kurzem bei Kiepenheuer & Witsch erschienen, wie immer pünktlich zum Beginn der Sommerferien, die üblich von null auf eins in die Bestsellerlisten eingestiegen, für Buchhandel und Kunden seit Jahren ein verlässlicher Sommerbegleiter.

Als Bong die Insel zum ersten Mal betrat, war ihm ihre Krimi-Eignung sofort klar. Wildromantische Natur, lauter gefährliche Fußpfade auf hohen Klippen, Sagen zuhauf. „Es gibt mehr Schafe als Menschen und mehr Legenden als Schafe“, sagt er im Literaturhaus Frankfurt, wo er den Band vorstellte.

Frankfurter Leser haben es gut in dieser Hinsicht, Bong gibt als Bannalec nicht viele Lesungen. Noch eine am 1. Juli in Dresden, dann erst wieder eine Mitte Oktober in Köln. Der Auftritt in Frankfurt, der Stadt, in der er studiert und lange gearbeitet hat, hat sich eingebürgert,

seit er nicht mehr als verlegerischer Geschäftsführer von S. Fischer tätig ist, sondern nur noch als freier Schriftsteller. Zu Beginn des neuen Bandes ist ein Mann ins Meer gefallen und ertrunken. In solchen Fällen übernehmen auf der Insel Ermittler vom Festland die Arbeit. Eigentlich wäre der Kollege aus Brest an der Reihe, aber der hat Urlaub, also setzt Präfekt Locmariaquer grollend Dupin in Marsch. Für den es nicht bei diesem ersten Tod bleibt. Die Rätsel verdichten sich schon bald wie der Nebel, der um einen alten Steinkreis wabert, und der Kommissar, der einst als Bretagne-Skeptiker aus Paris aufs Land kam, bekommt es mit einer Turbo-Version dessen zu tun, was ihm bisher begegnet ist.

Druidisches Wissen, betörende, geradezu magische Musik, das böse Locken der Meerjungfrauen – all das scheint in das Handeln von Opfern und Verdächtigen zunehmend verwoben. „Alles, was Sie sehen, täuscht. Nichts ist, wie es scheint“, hört Dupin von einer Inselbewohnerin, die seherisch begabt zu sein scheint. Dass das Mysteriöse und Mythische diesmal eine größere Rolle als sonst spielt, ist kein Zufall. „Das wollte ich unbedingt mal machen“, sagt Bong vor Beginn der Lesung: „Dies ist der Fall, wo ich es mir erlaube.“

Schon frühere Bände hatten mit keltischen Mythen gespielt. Bezeichnend sei für die Bretagne schließlich die Weigerung, zwischen Natürlichem und Übernatürlichem zu unterscheiden. „Das, was wir säuberlich trennen, gehört dort zusammen.“ Fasziniert hat Bong das immer. „Mich interessiert das als narrativer Wunderort.“

Angefangen hat die aus dieser erzählerischen Quelle gespeiste Reihe 2012 mit „Bretonische Verhältnisse“. Damals war

er noch Verleger mit einem Job „rund um die Uhr, sieben Tage die Woche“, und fand im Krimischreiben Erholung, wie er im Gespräch mit der Journalistin Margarete von Schwarzkopf berichtet. Wie Dupin, der sich trotz seiner Furcht vor offenem Wasser einem Ruderboot anvertraut hat und dem Tod im Meer trotz, liest Christoph Püthhoff, Mitglied im Ensemble des Schauspiel Frankfurt.

Seine alte Heimat, der Fischer-Verlag, sagt Bong im ausverkauften Lesesaal des Literaturhauses, sei für ihn nach wie vor das schönste aller deutschsprachigen Verlagshäuser: „Bei Verlagen erlaube ich mir, parteiisch zu sein.“ Inzwischen ist er beruflich beweglicher, schreibt aber nach wie vor am liebsten in der Bretagne. Er müsse sie „sehen, fühlen, schmecken“. Wenn dann alles so laufe, wie er es liebe, stelle sich ein Zustand ein, den er wie folgt beschreibt: „Ich bin eine Schreibmaschine, die Bretagne diktiert.“

In den nächsten Monaten wird er die Arbeit an „Tage der Entscheidung“ abschließen, dem zweiten Band seiner Geschichte der Revolution von 1848, und den 14. Bannalec verfasst. Der Bretagne untreu zu werden, plant er derzeit nicht. Schließlich sei sie der Protagonist der Reihe, mit Orten, Sitten, Leuten. Und nicht Dupin. Die Bücher seien eine „Liebeserklärung“ an Landschaft und Menschen, dem wird Bong nicht untreu. Die Zahl der Bände sieht er darum nach wie vor als begrenzt an: „Für mich ist sie limitiert durch die Anzahl der Orte mit auratischer Kraft.“ Beliebig werde er nicht werden: „Da würde man sich vergehen. Deswegen ist es vorbei, wenn ich keine distinkten Orte mehr finde.“ Und der billige Ausweg wird auch nicht genommen: „Dupin wird nicht an die Côte d'Azur fahren.“



Emmericks Krankenzimmer: Zeichnung aus Clemens Brentanos Handschriften.

Der Dichter und die Nonne

Von 1818 bis zu ihrem Tod sechs Jahre später saß Clemens Brentano häufig am Krankenbett der Nonne Anna Katharina Emmerick und notierte, was sie in ihren Visionen erblickte und ihm berichtete. Mehr als 12.000 Seiten umfasst der Brentano-Nachlass im Freien Deutschen Hochstift, davon knapp 8000 in Brentanos Handschrift, viele von ihnen mehrfach überklebt und mit Zeichnungen versehen. Was bislang Dauerleihgabe war, ist jetzt in den Besitz des Hochstifts, das am Großen Hirschgraben das Goethehaus hütet und das Deutsche Romantikmuseum errichtet hat. Mit Hilfe der Kulturstiftung der Länder, der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, der Hessischen Kulturstiftung und der Georg und Franziska Speyer'schen Hochschulstiftung konnte der wertvolle Handschriftenbestand von der

katholischen Ordensgemeinschaft der Redemptoristen erworben werden. Mit einem Festakt wurde am 27. Juni an Emmerick erinnert, die vor 250 Jahren geboren wurde und vor 200 Jahren starb. Die Tochter armer Landleute, die Näherin wurde und in den Augustiner-Orden eintrat, wurde seit etwa 1812 von Wundmalen an Händen, Füßen und Oberkörper geplagt. In ihren Visionen, die sich freitags einstellen, konnte sie in die Zeit Jesu zurückreisen und sah, wie sich die Ereignisse, von denen die Evangelien berichten, wirklich zugetragen hatten. Brentano, der 1778 geborene Frankfurter Kaufmannssohn, Dichter und Schriftsteller, fühlte sich davon nach einer Künstler- und Glaubenskrise zutiefst angezogen. Der umfangreiche Bestand bietet nun viel Raum für Forschung. balk.

Kluger Umgang mit dem Pudding an der Wand

FRANKFURT Reflektierte und prominent besetzte Diskussion über „Cancel Cultures“ im Jüdischen Museum

Die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Nicht, weil Museumsdirektorin Mirjam Wenzel als Moderatorin schließlich bilanzierte, dass naturgemäß an diesem Abend im Jüdischen Museum viele Fragen offengeblieben seien. Oder weil sich die Diskutanten auf der Bühne doch noch in die Haare kriegten, als Wenzel gegen Ende die eine oder andere „ein wenig heiklere Frage“ in die Runde warf. Nach der zunehmenden Polarisierung im Kunst- und Kulturbetrieb etwa, dem grassierenden linken Antisemitismus und wie man es wohl zu bewerten habe, wenn seit dem 7. Oktober Philosophen, Künstler, Intellektuelle wie Nancy Fraser oder Candice Breitz wegen ihrer öffentlich vorgetragenen Meinung vom Betrieb aus- oder auch gar nicht erst zu Vorträgen, Podien oder Ausstellungen eingeladen würden.

Im Gegenteil, man war beinahe besetzt im restlos ausverkauften Saal zu sehen, dass es das noch gibt. Dass derlei möglich ist in einer zunehmend polarisierten „Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs“, wie Stephan Lessenich seinen Lesern vor zwei Jahren ins Stammbuch schrieb: ein – bei allen Differenzen auf dem mit dem Soziologen Nathan Sznajder, Lessenich als Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und der Künstlerin Hito Steyerl prominent besetzten Podium – vernunftgeleiteter, kluger, äußerst reflektierter Austausch zu einem in höchstem Maße kontroversen Thema. Habermas, mochte man da im Stillen denken, hat womöglich doch am Ende recht: Ein herrschaftsfreier, vernunftgeleiteter Diskurs ist nicht ganz und gar unmöglich.

Doch als Wenzel schließlich das Publikum miteinbeziehen wollte, tat sich ein regelrechter Abgrund auf zwischen dem akademischen Diskurs einerseits und dem persönlichen Erleben jüdischer Menschen, wenn sie sich nicht mehr in die Vorlesung oder auf den Campus trauen. Dabei war der Akzent der Diskussion zunächst grundsätzlicher gesetzt. „Cancel Cultures von 1968 bis heute: Aufregung und Aktivismus auf den Bühnen der Kultur“ war sie überschrieben. Und entsprechend weit gestaltete sich der Horizont, den das Podium zu vermessen sich vorgenommen hatte: von der Studentenbewegung und dem berühmt-berüchtigten „Busenattentat“ auf Theodor W. Adorno über den „Akt der Selbstermächtigung der jüdischen Gemeinschaft“ (Wenzel) mit der Verhinderung der Uraufführung von Rainer Werner Fassbinders „Der Müll, die Stadt und der Tod“ an den Städtischen Bühnen bis zu den aktuellen propalästinensischen Protesten an den Universitäten.

Dabei galt es zunächst einmal, den Begriff der „Cancel Culture“ überhaupt zu definieren. „Ich weiß gar nicht, was das ist“, bekannte etwa Hito Steyerl, die einzige Künstlerin, die von der von Skandalen begleiteten Documenta 15 ihre Arbeit zurückgezogen hatte. Freilich „nicht, weil das Plakat antisemitisch war“, wie Steyerl klarstellte, „sondern weil die Documenta-Leitung einen Diskurs verhindert hat“. Und fand dann doch zu der interessanten These der „Cancel Culture als Geschäftsmodell“, das es ohne die digitalen Medien womöglich nie gegeben hätte. Womit die in

München lehrende Künstlerin sich zugleich gegen die im Titel des Podiums formulierte These des Phänomens als nachgerade klassische Protestform abzugrenzen suchte.

Kurzum, sich einen Begriff davon zu machen, was denn Cancel Culture tatsächlich sei, gleich in den Worten Sznajders in der Tat dem notwendig scheinenden Versuch, „einen Pudding an die Wand zu nageln“. Indes, statt selbst sich aktivistisch zu gebärden, formulierte das Podium zunächst das eigene Unbehagen an der Art des erbittert in der Gesellschaft ausgetragenen Diskurses. „Mir ist es wichtiger“, so Steyerl, „erst einmal

drei Schritte zurückzutreten und zu sehen, was da eigentlich gerade passiert.“ Um im nächsten Augenblick eine kunsthistorische Linie von den Futuristen um den Faschisten Marinetti über die Guerrilla Art in den Vereinigten Staaten bis zum Aktivismus unserer Tage zu ziehen: „Welche alten reaktionären Begriffe werden damit wieder aufgewärmt?“ Schon Lessenich hatte in manchen Protestformen „profascistische Tendenzen“ ausgemacht.

Und als schließlich Sznajder, derzeit Fellow am Hamburg Institute for Advanced Study, aus einem Brief Adornos an Marcuse zitierte, in dem der aus dem Exil nach Frankfurt zurückgekehrte Adorno 1969 seiner Sorge von einem Umschlag des studentischen Protests in Faschismus Ausdruck gab und Sznajder eine Linie zog über die deutschen und palästinensischen Flugzeugentführer von Entebbe 1976 bis zum linken Antisemitismus der Gegenwart, wurde es für einen Augenblick ganz still im Saal.

Unterdessen fiel es dem Publikum womöglich nicht ganz leicht, sich zu entscheiden, ob das nun ein Zeichen der Resignation markierte oder ob es einen Hoffnungsschimmer darstellte für die Kultur in diesem Lande, wenn zum Abschluss Hito Steyerl sich bei den aktuellen Diskursen an die Debatten im linken Milieu der Neunzigerjahre erinnerte. Und da ganz offensichtlich wenig Fortschritt sah. Vielleicht, so die Künstlerin, müsse sich „jede Generation das historische Bewusstsein neu erarbeiten“. Das mag man ernüchternd nennen, doch vielleicht ja kommt es jetzt gerade darauf an. CHRISTOPH SCHÜTTE



Hito Steyerl

Foto dpa

KARL SYDOW AND ATG ENTERTAINMENT IN ASSOCIATION WITH LIONSGATE AND MAGIC HOUR PRODUCTIONS PRESENT

DIE BESTE ZEIT DEINES LEBENS

Dirty Dancing

DAS ORIGINAL LIVE ON TOUR

03. - 14. JULI 2024

ALTE OPER FRANKFURT

Tickets: 069 - 13 40 400 - 01806 - 10 10 11* - www.dirty-dancing-tour.de

ATG LIONSGATE Frankfurt ATG TICKETS VGL

*2024/2025 nur am Festivum. Mobilität max. 800 €/Anruf



Steter Tropfen

Von Guido Holze

Es ist das beste Beispiel dafür, wie viel sich mit kontinuierlicher und qualitativvoller Arbeit über Jahrzehnte hinweg erreichen lässt: Seit 1983 spielt Martin Lücker an jedem Montag und Donnerstag, außer an Feiertagen, in der Frankfurter Katharinenkirche immer von 16.30 Uhr an in seiner Reihe „30 Minuten Orgelmusik“. Unglaubliche 4000 eintrittsfreie Kurzkonzerte hat der inzwischen in den Ruhestand getretene Organist, der in evangelischen Kirche an der Hauptwache nun als „Senior Organist“ unterstützend weiterwirkt und seine legendäre Reihe fortsetzt, seither bestritten. Wer jetzt im Jubiläumskonzert war, konnte in kürzester Zeit auf viele anregende Gedanken kommen – in einer dafür geeigneten Atmosphäre.

Die Kirche war komplett mit Zuhörern gefüllt, und sie ist auch an den normalen Wochentagen ohne Jubiläum stets gut besucht. Das ist schon mal die eine Sache: Lücker hat sich über die Dekaden hinweg ein Publikum herangezogen, es im doppelten Sinne gebildet. Wie viele Priester wären froh, wenn ihre Gottesdienste auch nur einen annähernd breiten Zuspruch fänden. Der Musik kommt es so zu, überhaupt noch geistliche, spirituelle oder metaphysische Inhalte zu transportieren. Die Orgelmusik, die in Radioprogrammen kaum noch zu hören ist und als Quotenkiller gilt, hat in dieser Hinsicht eine besonders starke Tradition. Es gibt so viel hochwertige Kompositionen, vieles von Bach zumal ist von überirdischer Schönheit, von größter Ausdruckstiefe und Güte.

Lücker, ein großer Bach-Interpret, der wiederholt das gesamte Orgelwerk des Leipziger Thomaskantors aufgeführt hat, macht sein Publikum mit diesem breiten Repertoire bekannt. Seine Programme sind minutiös getimmet, liegen als Quartalflyer aus und sind auch im Internet lange vorab einsehbar. Unter seinen Zuhörern gibt es auffallend viele, die das Programm vor sich auf die Kirchbank stellen und wirklich mitverfolgen, was gerade gespielt wird. So lächerlich es klingt: Aber auch das ist in Konzerthäusern selbst bei klassischer Musik nicht mehr selbstverständlich. Lücker vertritt dabei gehobene ästhetische Positionen. Musikalische Platituden und Albernheiten gibt es bei ihm nicht. Das Ganze ist so ein sehr erfolgreiches soziales Langzeitprojekt, wobei gilt: Steter Tropfen höhlt den Stein. Viele finden in dem Ritual Halt, ein halbe Stunde lang Andacht. Das wirkt im Trübel an der Hauptwache balsamisch. Ad multos annos!